



PAULINE HATSCHER

Leseprobe

ÜBER VIER LEBEN

eichborn



Eichborn Verlag

Originalausgabe

Copyright © 2026 by
Bastei Lübbe AG, Schanzenstraße 6–20, 51063 Köln, Deutschland

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:
produktsicherheit@bastei-luebbe.de

Vervielfältigungen dieses Werkes für das Text- und
Data-Mining bleiben vorbehalten.

Die Verwendung des Werkes oder Teilen davon zum Training
künstlicher Intelligenz-Technologien oder -Systeme ist untersagt.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln
Einband-/Umschlagmotiv: © Steen Foege, courtesy of Bay Gallery Home
<http://www.baygalleryhome.com>
Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen
Gesetzt aus der Adobe Caslon Pro

Was ich hier erzähle, ist eine Fiktion.

Jede Fiktion kommt aus der Wirklichkeit.

Ich habe mich gefragt, was die Geschichte meiner
Urgroßmutter für die folgenden Generationen meiner Familie
bedeutet hat. Ich kann das nur in der Fiktion beantworten.

Mirabell

September 2023

In der vergangenen Woche habe ich drei Dating-Apps heruntergeladen und wieder gelöscht.

Ich sitze bei meiner Psychotherapeutin und erzähle von diesen gescheiterten Versuchen. Wie ich bei der ersten App auf das Feld starrte, in das man einen Benutzernamen eingeben sollte, ein weißer Kasten auf pinkfarbenem Hintergrund. Wie meine Finger über der Tastatur schwebten. Mein Herzschlag in meinem Ohr, das Gefühl, mich nicht bewegen zu können. Und wie sich dann etwas in meinem Körper für Flucht statt Kampf entschied und ich auf die *Zurück*-Taste hämmerte, die App-Verknüpfung wählte und *Deinstallieren* anklickte. Wie es mir vorkam, als sei ich noch einmal davongekommen.

»Bloß weiß ich nicht, wovor«, sage ich.

Und erzähle, wie ich beim zweiten Mal das Registrieren schaffte, einen Benutzernamen wählte, Miri, ein Passwort, Chance23, ein Alter, 25, einen Wohnort, Leipzig, ein Geschlecht, weiblich, ein Geschlecht, das ich suche, männlich. Wie ich eine E-Mail-Adresse eingab und den Link bestätigte, ein Profilbild hochlud und in einer Liste meine Eigenschaften auswählte – humorvoll, intelligent, sensibel –, meine Interessen – Wandern, Kunst, Literatur. Wie man sich in einem Text beschreiben sollte und mir nichts einfiel. Wie ich auf die Matching-Funktion ging. Christian (27), auf seinem Bild hob er die Augenbrauen, ich swipete ihn weg. Max (29), zu alt, Linus (21), zu jung, Ahmed (28), er trug eine Jogginghose,

Nadir (25), er hatte ein Lippenpiercing, Florian (23), auf seinem Foto hielt er eine Bierflasche in der Hand, Alex (27), ich kannte einmal einen Alex, der war ein Idiot. *Leider sind aktuell in deinem Umkreis nicht mehr Singles verfügbar, die deinen Suchkriterien entsprechen. Erweitere deinen Umkreis oder ändere deine Sucheinstellungen.* Ich erzähle, wie ich diese Sätze anschaute. Und die App deinstallierte.

»Und dann denke ich, ich bin selbst schuld, denn ich gebe ja auch niemandem eine Chance.«

Ich drehe an meinen Ringen. Der Raum der Therapeutin ist zu groß für die zwei Sessel und das Tischchen mit der Taschentuchbox – manchmal schaue ich beim Reden in die gegenüberliegende Ecke und fühle mich verloren.

Also, sage ich, hätte ich mich bei der dritten App gezwungen, mehr nach rechts zu swipen, mehr zu kämpfen, statt zu fliehen, obwohl ich nicht sicher sei, ob sich Dating so anfühlen sollte. Moritz (Zahnarzt), ja, Omar (Mitarbeiter im Getränkemarkt), ja, Paul (Student), ja, Elmar (Unternehmer), ja, Xaver (Handwerker), ja, Andy (Tiefbauingenieur), ja, Jaroslav (Paketbote), ja. Und sie schrieben mich an, *hi Mirabell wie gehts?*; *Hey, du siehst voll schön aus*; *Hey mirabell, danke für das match :)* *Was machst du heute noch?*, und das Handy machte pling: *Es gibt neue Singles in deiner Nähe!*, und ich dachte, ich kann das nicht und das funktioniert sowieso nicht und Chancen geben und wie geht das alles, und meine Finger schlossen die App und löschten sie.

»Irgendwie«, sage ich zu meiner Therapeutin, »würde ich ja gern sagen, dass Online-Dating einfach nicht das Richtige für mich ist. Aber Franzi meint, es läuft eben nur noch darüber.«

Franzi ist meine beste Freundin, seit wir Kinder waren. Meine Therapeutin kennt ihren Namen, denn außer ihr gibt es keine Freundinnen, von denen ich erzählen würde oder könnte.

Ich weiß nicht, was ich noch sagen soll, die Therapeutin

blickt mich an, und es entsteht ein Schweigen. Ich betrachte die Sukkulente auf der Fensterbank. In ihrem Topf steht Wasser.

Mit der Therapie habe ich vor etwa einem Jahr begonnen, weil ich nach zwei Jahren in Leipzig noch immer keinen Anschluss gefunden hatte und nicht länger die Pandemie dafür verantwortlich machen konnte, weil ich mich umschaute in meinem sozialen Netz und an jedem Knoten darin etwas fand, mit dem ich unzufrieden war, weil ich ständig müde war und trotzdem nicht schlafen konnte, weil es sich anfühlte, als sei ich unter Wasser gefesselt und die Geräusche der echten Welt würden nur gedämpft zu mir dringen, weil ich im Bett lag und wünschte, ein Meteorit würde vom Himmel fallen und mich erschlagen.

Meine Therapeutin greift nach ihrem Zopf.

»Wie Sie das bisher erzählt haben, führen Ihre Eltern ja auch eine eher schwierige Beziehung zueinander.«

Ich blicke sie an. Die Spitze ihres Zopfs liegt wie ein nach unten zeigender Pfeil auf ihrer Brust.

»Ähm, ja. Mein Vater ist sehr ... vereinnahmend, irgendwie, er will von meiner Mutter, dass sie komplett für ihn da ist, und wird wütend, und auch unangenehm wütend, wenn er meint, sie hätte irgendwas falsch gemacht, redet nicht mit ihr und so. Und meine Mutter ...« Ich schiebe meine Handflächen zwischen meine Knie. »Sie meinte mal, bevor sie meinen Vater kennengelernt hat, hätte sie immer Angst gehabt, dass niemand sie will und sie immer allein bleiben würde.«

Die Therapeutin zwirbelt ihren Zopf. Ich sehe die Sukkulente an und beiße mir auf die Lippe.

»Aber ich weiß gerade nicht richtig ... ähm, was das mit dieser Dating-Geschichte zu tun hat.«

Ich würde mich nicht als übermäßig selbstsicher bezeichnen, aber in der Therapie ist es noch schlimmer. Ich bin nicht gewohnt, so über mich zu reden.

»Oh, ich denke, das hat sehr viel damit zu tun. Sie sagen ja auch, dass Sie Angst davor haben, Ihr Leben lang allein zu bleiben. Und gleichzeitig schützen Sie sich sehr vor Nähe. Was aus Ihren Erfahrungen mit Ihren Eltern heraus auch verständlich ist.«

Ich sehe weg, drücke die Knie mit den Händen dazwischen zusammen.

»Aber ich will ja gerade Kontakt und Nähe und alles.«

»Das glaube ich Ihnen«, sagt die Therapeutin. »Trotzdem kommt bei mir vor allem Angst an, wenn Sie darüber sprechen.«

Ich ziehe die Hände zwischen meinen Knien hervor, die Handrücken tun weh. Draußen hupt ein Auto. In meiner Kehle ein Kloß, ich schlucke gegen ihn an, so laut, dass ich fürchte, meine Therapeutin hört es. Ich habe noch nie geweint in der Therapie, aber gerade bin ich nah dran.

»Ich habe immer gedacht, ich will auf keinen Fall werden wie meine Mutter«, sage ich.

»Vielleicht wäre es wichtig, dass Sie Ihre Mutter besser verstehen«, erwidert meine Therapeutin.

Und ich denke, dadurch bin ich doch auch nicht weniger allein.

Aber etwas daran lässt mich nicht mehr los.

Am Abend sitze ich vor meinem Sofa auf dem Fußboden, das Sofa selbst hat sich merkwürdig falsch angefühlt. Auf meinem Oberschenkel liegt mein Notizbuch, in meiner Hand ein Kugelschreiber, und ich versuche, meine Gedanken aufzuschreiben, aber sie sind zu wirr – ich schreibe einen halben Satz und weiß nicht weiter. Starre in die Luft, starre auf den Boden, starre auf die Fotocollage aus dem Norwegen-Urlaub an der Wand.

Und ich starre immer weiter in den nächsten Tagen.

Auf den Desktophintergrund meines Laptops. Auf die leeren Seiten des Notizbuchs. Auf mein Handy, ich erinnere mich nicht, wozu ich es in die Hand genommen habe. Auf die Super-

marktregale, ich weiß nicht mehr, was ich suche. Meine Mutter ruft an, ich nehme nicht ab, denn ich muss nachdenken. Mein Vater ruft an, ich nehme nicht ab, denn ich weiß nicht, was ich ihm sagen soll. Eine ehemalige Kommilitonin schreibt mir wegen einer Frage zu ihrer Abschlussarbeit, ich antworte nicht. Nur Franzi traue ich mich zu sagen, ich mag nicht reden.

Dann ist es Montagabend. Ich habe Sport gemacht, lasse den Laptop nach dem Fitnessvideo eingeschaltet, will noch irgendeinen Film gucken. Gehe ins Bad und wasche mir das Gesicht, ziehe das Haargummi heraus, bürste meine Haare. Schau in den Spiegel.

Und ich weiß nicht, was es ist. Aber ich sehe in mein Gesicht – sehe Augen, Nase, Mund, Stirn, Wangen und Kinn –, und auf einmal bin ich mir überbewusst, wie ich in meinem Badezimmer stehe. Spüre die Fliesenfugen unter meinen Füßen, rieche meinen Schweiß und das Waschmittel aus dem offenen Fach der Maschine, und mein Gehirn zoomt heraus, und ich sehe dieses Badezimmer in dem Haus mit dreißig oder vierzig Wohnungen, sehe diesen Wohnkomplex zwischen Tausenden anderen Wohnkomplexen, sehe Leipzig zwischen Tausenden anderen Städten, sehe die Erde und den Fleck, der ich darauf bin, sehe mich als Punkt im Universum.

Und ich starre mich an.

Ich gehe zurück ins Zimmer, schlage das Notizbuch auf. Und plötzlich finden sich die Worte, als hielten sie einander die ganze Zeit schon an den Händen.

Ich schreibe, ich hätte vielleicht keine Angst vor Nähe, wenn meine Mutter nicht bei meinem Vater bleiben würde, obwohl er sie schlecht behandelt, wenn sie nicht immer dazwischen schwanken würde, entweder Schutz vor ihm zu suchen oder ihn in Schutz zu nehmen; ich wäre anders, wenn nicht immer unklar wäre, woran man bei ihm und bei ihr und bei dem Konglomerat aus ihnen beiden ist. Und weiter, meine Mutter würde sich von

meinem Vater nicht so behandeln lassen, wenn ihr eigener Vater nach dem frühen Tod ihrer Mutter nicht mit ihr als dreijährigem Kleinkind plötzlich allein dagestanden und sie deswegen nicht immer versucht hätte, alles richtig zu machen und unauffällig zu sein, sie daraus nicht eine Angst mitgenommen hätte vor Partnerschaften und dem Alleinsein; meine Mutter wäre anders, wenn meine Großmutter nicht Suizid begangen hätte. Und weiter, meine Großmutter hätte nicht Suizid begangen, wenn sie nicht mit einer Adoptivmutter aufgewachsen wäre, die manipulativ war und herrisch, deren Erwartungen sie nie genügen konnte und wegen der sie zwangsläufig anfangen musste, sich selbst für unzureichend zu halten; meine Großmutter wäre anders gewesen, hätte sie ihre wirkliche Mutter kennengelernt und nicht immer eine Leerstelle empfunden, wegen der sie nicht wusste, wer sie war. Und weiter, meine Großmutter hätte nicht immer diese Leerstelle empfunden, wenn meine Urgroßmutter nicht durch eine Vergewaltigung mit ihr schwanger geworden wäre, unehelich und ohne Aussicht auf einen Mann Anfang der Neunzehnhundertdreißigerjahre, und ihr Kind nicht an ihre Schwägerin hätte geben und verschwinden müssen – und was für ein Mensch wäre meine Urgroßmutter geworden, wenn das nicht passiert wäre.

Damit sind es drei Generationen von Frauen vor mir, die vielleicht eine Art von Schmerz aneinander weitergegeben haben; mindestens.

Ich sehe vom Notizbuch auf. Der Laptop ist im Standby-Modus eingeschlafen. Mir ist kalt in meinem Sporttop und mit dem getrockneten Schweiß auf meiner Haut. Ich schaue auf den Text. Streiche über die Schrift. Es ist mir egal, dass es spät ist und ich schlafen gehen sollte. Es ist mir egal, dass ich mich erkälten könnte, wie ich hier sitze. Ich schließe das Notizbuch und drücke es gegen meine Brust.

Etwas hat angefangen.

Oder angefangen aufzuhören.

Was ich hier erzähle, ist eine Fiktion, denn die Wirklichkeit ist lückenhaft.

Ich weiß nicht, wie meine Urgroßmutter war, wer ihr Vergewaltiger war und wie und wo es passiert ist. Ich weiß nicht, warum sie verschwunden ist, nachdem sie ihr Kind bekommen hatte, ob ihre Familie sie verstoßen hat oder ob sie freiwillig gegangen ist. Ich weiß nicht, warum meine Großmutter ausgerechnet von ihrer Tante großgezogen wurde. Ich weiß nicht, wie meine Großmutter war und warum sie sich mit Ende dreißig das Leben genommen hat, ob es Anzeichen gab und wieso sie es gerade an diesem einen Sommertag getan hat. Ich weiß nicht, ob meine Mutter ihre Mutter vermisst, warum sie geglaubt hat, sie würde nie einen Mann finden, warum sie sich ausgerechnet in meinen Vater verliebt und wann sie sich eingestanden hat, dass die Entscheidung für ihn falsch war. Ob sie sich das überhaupt jemals eingestanden hat. Ich weiß nicht, wie meine Mutter ist.

Und ich selbst. Ich weiß nicht, wie ich vor etwas Angst haben und es mir gleichzeitig wünschen kann, warum ich nicht einfach eine der Dating-Apps behalten und mich zusammenreißen kann. Ich weiß nicht, wovor ich mich eigentlich fürchte.

Was ich hier erzähle, ist eine Fiktion, denn in Wirklichkeit ist alles, was ich über meine Urgroßmutter, Großmutter, Mutter und mich weiß, widersprüchlich.

Es gibt Geschichten, die so oft erzählt worden sind, dass niemand mehr sagen könnte, was an ihnen wahr ist, was verlorengegangen und was dazuerfunden wurde, wie bei einem Stille-Post-Spiel.

Wie Erna, die Tante, die meine Großmutter adoptierte, auf Fragen nach meiner Urgroßmutter nur mit einer wegwerfenden Handbewegung reagierte. Hannchen sei *in den Osten* gegangen, wie sie die Worte betonte, als sei der Osten ein zwar konkreter, aber unvorstellbarer, abgeriegelter Ort, wie ein

Hochsicherheitsgefängnis. Wie Erna jedes Jahr zu ihrem Geburtstag in ein Restaurant zu Rouladen einlud, ihre Portion einmal nicht schaffte, eine Roulade in ihre Serviette wickelte und in ihrer Handtasche verstaute, da *sie sich zu fein war, den Kellner zu bitten, sie ihr einzupacken*, wie meine Mutter sagt; die Handtasche mit der Roulade kippte um, und die Roulade rollte über den Fußboden, wickelte sich aus der Serviette, in Zeitlupe, stelle ich mir vor, aller Augen auf ihr, und manchmal zweifele ich, ob diese Pointe nicht zu perfekt ist, um sich wirklich so abgespielt zu haben. Und gleichzeitig gibt es dann die Geschichte, wie Erna mit sechsundneunzig, fünfunddreißig Jahre nach dem Tod meiner Großmutter, bei meinem Opa anrief und in Tränen aufgelöst fragte, ob Lisa wirklich nicht mehr lebe. Und wie sie mich als Baby im Arm hielt, davon existieren Fotos, und sie lächelt, dass ihre pergamentartige Haut spannt, sie lächelt, als sei ihr Herzenswunsch in Erfüllung gegangen.

Es gibt traurige Geschichten. Wie mein Opa am Küchentisch saß und sich nicht bewegte, stundenlang, und meine Mutter, die damals drei Jahre alt war, schlich um die Tür, traute sich nicht hinein, wusste, er trauerte um ihre Mutter. Wie eine Nachbarin in den Tagen nach deren Tod auf sie aufpasste und ihr Toblerone gab, noch ein Dreieck und noch eins – seitdem isst Mama keine Toblerone mehr. Wie mein Opa letztens aufräumte und eine Liste fand in der Schrift meiner Großmutter mit den Namen der Geschwister meiner Urgroßmutter, ihren Geburtsdaten, Notizen über Hochzeiten, Kinder, Wohnorte und Berufe. Er schickte ein Foto, all das könne Lisa nur von Erna erfahren haben, und sie müsse sie ziemlich unter Druck gesetzt haben für diese Informationen, und warum sei ihr das so wichtig gewesen, und warum habe sie ihm nichts davon erzählt, und warum habe er diese Liste nicht damals schon gefunden, als er Lisa noch hätte fragen können. Und dann die

Geschichte, wie meine Urgroßmutter vergewaltigt wurde und *in den Osten* verschwand, auch wenn das nicht einmal eine richtige Geschichte ist, denn niemand weiß weiter etwas darüber zu sagen – und gerade das macht sie zur traurigsten Geschichte von allen.

Es gibt Geschichten, bei denen sie zu streiten anfangen. Mein Opa erzählt, wie Lisa, meine Mutter und er an Weihnachten auf der Fahrt zu Erna einmal in einen Schneesturm gerieten. In Schrittgeschwindigkeit seien sie über die Autobahn gekrochen, und als sie endlich ankamen, habe Erna gezetert, das Essen sei kalt geworden.

»Dieses Biest«, sagt er.

»Das war aber nicht mit Mama«, meint meine Mutter. »Das waren nur wir beide.«

»Du warst doch viel zu klein, um dich daran zu erinnern.«

»Ich erinnere mich aber, also muss ich älter gewesen sein.«

Er schüttelt den Kopf.

»Nein, Sabine. Nach Lisas Tod sind wir da nicht mehr hingefahren.«

Meine Mutter saugt die Luft ein.

Sogar die Geschichten über mich sind widersprüchlich. Meine Mutter sagt, ich sei ein pflegeleichtes Baby gewesen, *eine ganz Rubige*. Mein Vater meint, ich war ein Schreikind.

Als Kind hatte ich fünf Fantasiefreunde. Zwei waren Zwillinge, denn ich wollte kein Einzelkind sein, einer war ein Prinz, ein Mädchen war eine Waise, das schien mir geheimnisvoll, und eines lief nachts über die Dächer, denn ich war einmal abends ins Wohnzimmer gekommen, als meine Eltern gerade *Über den Dächern von Nizza* guckten. Wenn ich von meinen Freunden erzählte, lachte meine Mutter, ich hätte eine blühende Fantasie.

Aber wenn die Geschichten, aus denen man die Wirklichkeit zu rekonstruieren versucht, widersprüchlich sind und lü-

ckenhaft, womit soll man die Widersprüche auflösen, womit die Lücken füllen, wenn nicht mit Geschichten, die man sich ausdenkt.

Was ich hier erzähle, ist eine Fiktion, denn manchmal ergibt die Wirklichkeit erst als Fiktion Sinn.

II

Hannchen April 1930

Es war die Hochzeit ihrer Freundin Marie.

Hannchen hatte nicht mitgezählt, auf wie vielen Hochzeiten sie im letzten Jahr gewesen war, konnte sich kaum an jede erinnern, nur an die Momente, in denen etwas schiefgegangen war: wie Wilhelm betrunken vom Stuhl gefallen war, wie der Pastor bei der Trauung von Nikolaus und Minna hatte niesen müssen, wie die Torte für Bertha und Franz nicht geliefert worden war und Bertha deswegen geweint hatte.

Seit drei Stunden saßen sie bei der Feier in der Gaststätte. Das Essen war aufgetragen und abgeräumt worden, die Väter von Marie und Johannes hatten Reden gehalten, und jetzt sprach einer der Trauzeugen. Hannchen legte die Hände in den Schoß und schlug die Rockfalten über sie. Ihr war kalt. Neben ihr saß ihr Bruder Hans mit seiner Frau Erna. Erna hatte die Nase in die Luft gereckt und verfolgte die Rede, als sei es noch immer der Pastor, der sprach. In der Ecke spielten Kinder, eines lachte. Erna zischte es an. Hannchen seufzte.

Marie war als die Letzte ihrer Freundinnen im Dorf noch unverheiratet gewesen. Hannchen hatte vor zwei Jahren einen Antrag von Theo bekommen, nachdem er versucht hatte, sie beim Tanzen zu küssen. Sie musste daran denken, wie er früher, wenn sie als Kinder am Fluss angelten, seine Fische nicht töten wollte – er reckte die Angel in die Höhe und zeigte den zappelnden Fisch herum, bis er von selbst starb. Hannchens Eltern hatten sie zu der Ehe überreden wollen, immerhin

sei sie schon zwanzig und Theo ein netter Junge, und seine Familie stamme von hier, aus Molendorf, anständige Leute. Hannchen hatte sich geweigert. Irgendwann hatten die Eltern mit den Schultern gezuckt, man könne niemanden zu seinem Glück zwingen.

Vermutlich sollte sie sich glücklich schätzen. Zu ihrer Schwester hatten die Eltern schon mit achtzehn gesagt, wenn sie nicht aufpasse, werde sie als alte Jungfer enden, und sie dann mit dem Sohn des Lieferanten verheiratet, von dem sie die Ware für ihre Kohlenhandlung bezogen. Der Sohn des Kohlenlieferanten war mit der Schwester auf die andere Seite des Flusses gezogen, in die Stadt, und vielleicht bereuten die Eltern also, auf die Heirat gedrängt zu haben, denn wenn im Dorf von der Stadt gesprochen wurde, dann mit einer Mischung aus Furcht und Verachtung. Vielleicht hatten die Eltern ihre Schwester aber auch einfach vergessen.

Vielleicht hatten sie genauso die meisten von Hannchens sechs Brüdern vergessen, vielleicht ging es nicht anders, vielleicht hätte es sie sonst zu traurig gemacht. Der erste war neunzehn Jahre älter als Hannchen und schon vor ihrer Geburt nach Amerika ausgewandert. Zu Weihnachten schickte er Briefe auf Papier mit dem Emblem seiner Grocery. Der zweite war auch ausgewandert, über den Fluss nach Bremen, genau wie die Schwester, war Bankkaufmann, ein bisschen zu ordentlich, ein bisschen zu adrett, eine nachträgliche Abwehr des Drecks der Kohlenhandlung vielleicht. Der dritte Bruder fuhr zur See und war seit Jahren nicht zu Hause gewesen. Der vierte war als Soldat in den Krieg gezogen und nicht wiedergekommen. Der fünfte war Hans, der zwar mit Erna bei den Eltern wohnte, aber auch immer wieder auf See war. Vom letzten Mal hatte er Hannchen einen Panamahut mitgebracht, den sie sich nicht zu tragen traute – Angst, im Dorf würden sie lachen. Der jüngste Bruder hatte eine Stelle in einer Brauerei und eine Frau aus dem

Nachbardorf geheiratet, auf der hiesigen, richtigen Seite des Flusses, und war schon deshalb der Stolz der Eltern.

Vielleicht hatten sie Hannchen selbst bereits mit dem Durchschneiden der Nabelschnur vergessen. Ein Nesthäkchen, das sicher niemand gewollt hatte, sechs Jahre nach der Geburt des letzten Sohnes. Vielleicht hatten sie ihr deshalb diesen Namen gegeben, den alle niedlich fanden und den sie hasste. Wäre es bloß ein Spitzname gewesen, hätte sie darauf bestanden, Hanna genannt zu werden oder Johanna, doch sogar in ihrer Geburtsurkunde stand *Hannchen*.

Der Trauzeuge hatte seine Rede beendet und erhob sein Glas. Hannchen griff nach ihrer Teetasse. Hans streckte die Hand nach seinem Weinglas aus, doch Erna klopfte ihm auf die Finger. Er blickte nicht zu ihr, nahm aber stattdessen sein Wasserglas. In einer Woche würde er nach Ecuador aufbrechen.

Hannchens Geschwister hatten Schläge bekommen, wenn ihre Schulzeugnisse nicht gut gewesen waren. Ihre eigenen Zeugnisse hatten wochenlang unbeachtet auf dem Wohnzimmertisch gelegen. Den Geschwistern war immer gesagt worden, sie repräsentierten im Dorf die Kohlenhandlung, müssten sich deshalb benehmen. Bei ihr bemerkten die Eltern gar nicht, wenn sie mit den anderen Kindern an den Fluss ging. Nur als sie einmal hineinfiel, gaben sie ihr eine Ohrfeige, denn ihr Kleid war schmutzig geworden und Washtag erst wieder in einer Woche.

Und wahrscheinlich beneideten die Geschwister sie also. Aber zumindest hatten sie richtige Namen.

Marie stand auf und ging mit ihrem Brautstrauß auf die Tanzfläche. Hannchen blickte sich um, aber es war zu spät, alle schauten zu Marie, und man würde sehen, wenn sie an der Tanzfläche vorbei zum Ausgang schliche.

»Alle unverheirateten Mädchen nach vorn!«, rief Maries Mutter.

Hannchen guckte in ihre Tasse. Braune Ablagerungen vom Tee auf dem Porzellan.

Erna beugte sich zu ihr.

»Brauchst du eine Extraeinladung?«

Hannchen drückte den Stoff ihres Rocks in den Fäusten zusammen. Dann ging sie zu den Mädchen, die sich hinter Marie aufgestellt hatten. Marie lächelte ihnen über die Schulter zu und hob den Strauß. Die Gäste klatschten. Jemand zählte von fünf herunter. Der Strauß wirbelte durch die Luft.

Es war ein Reflex, ihn zu fangen. Wäre es eine Entscheidung gewesen, hätte sie es nicht getan. Der Strauß flog direkt auf sie zu, sie musste nur die Arme öffnen. Hannchen stand da. Leute riefen ihren Namen, umarmten sie. Sie lächelte, irgendwie. Die Dornen einer Rose stachen ihr in die Handfläche.

Sabine

Oktober 1994

Es war die Hochzeit ihrer Freundin Anette. Sabine hatte mitgezählt, auf wie vielen Hochzeiten sie im letzten Jahr gewesen war – sieben –, konnte sich trotzdem kaum an jede erinnern, nur an die Momente, die besonders schlimm gewesen waren: wie sie an einem Tisch mit lauter Paaren platziert worden war, wie sie am Single-Tisch platziert worden war, wie sich für ein Spiel alle einen Partner des anderen Geschlechts hatten suchen sollen und sie übrig geblieben war, wie ihre Freundin Cornelia sie angerufen hatte, es gebe nicht genug Zimmer im Hotel, ob es in Ordnung für sie sei, sich eins mit ihrer verwitweten Tante zu teilen. Am liebsten hätte Sabine die Hochzeitseinladungen abgelehnt. Aber in einer Frauenzeitschrift hatte sie gelesen, viele spätere Paare würden sich auf Hochzeiten kennenlernen.

Sie war jetzt neunundzwanzig. Sie wollte eine Familie. Bevor

man mit einem Mann ein Kind bekam, sollte man drei Jahre mit ihm zusammen sein, erst nach drei Jahren kannte man einander wirklich, hatte sie gehört. Bis zum Zusammenkommen brauchte man eine Annäherungsphase, ein Jahr, lieber großzügig planen als zu knapp. Ergab vier Jahre zwischen Kennenlernen und Schwangerschaft. Wenn sie ihre Chancen, Mutter zu werden, nicht gefährden wollte, musste sie also in den nächsten paar Jahren jemanden finden.

Sabine strich über ihren eng anliegenden Rock, bewegte die Füße in den Pumps. Die Schuhe waren unbequem. Aber Männer mochten Pumps. Männer mochten auch eng anliegende Röcke, und man sollte sich die Lippen schminken und die Aufmerksamkeit auf den Mund lenken. Sabine blickte sich in der Hochzeitsgesellschaft um. Keinen Ehering trugen acht Männer. Zwei davon hatten weiße Haare, vier hielten die Hand einer Frau, einer hatte noch Pubertätspickel im Gesicht. Den Verbleibenden hatte sie schon im Standesamt beobachtet, seine angewachsenen Ohrläppchen, wie sich das Licht in seinen blank geputzten Schuhen reflektierte, wie er das Portemonnaie aus der Hosentasche nahm und in den Händen drehte. Sie hatte gedacht, sie sollte sich neben ihn setzen, dann aber einen Platz ganz hinten genommen, wo er sie nicht sehen konnte.

Sie zog einen Fuß aus dem Schuh, streckte die Zehen.

»Was machen Sie beruflich?«, fragte die Frau zu ihrer Linken, mauvefarbener Hosenanzug, ein Seidentuch um den Hals.

»Ähm, ich bin Lehrerin.«

Am anderen Ende des Raums stand Anette auf, in der Hand ihren Brautstrauß.

»Ah, schön«, sagte ihre Sitznachbarin. »Welche Fächer?«

»Deutsch und Geschichte.«

Sabine spähte nach vorn, wo Anette die Tanzfläche überquerte und mit dem DJ sprach. Die Musik wurde heruntergedreht.

»Achtung, Achtung!« Anette winkte mit dem Blumenstrauß.
»Wir werfen jetzt den Strauß, also die unverheirateten Ladys bitte mal herkommen!«

»Entschuldigung«, sagte Sabine zu der Sitznachbarin.

Natürlich wusste sie, dass das mit dem Brautstrauß Quatsch war. Trotzdem streckte sie sich, sprang nach ihm wie eine Torhüterin, obwohl es aussichtslos war. Bei der Landung knickte sie um, ein Stich in ihrem Knöchel. Eine Rothaarige hatte den Strauß gefangen. Anette legte den Arm um sie, lachte. Trotz der Schmerzen behielt Sabine die Pumps an, als sie zur Toilette ging, schnell, aber nicht zu schnell, die Kiefer aufeinandergepresst, nicht hinken.

Der Vorraum der Toiletten war leer. Sie stieg aus den Schuhen, wackelig auf dem verknacksten Knöchel. Der Fliesenboden war kalt unter der Nylonstrumpfhose, für Herbst war sie zu dünn, und vielleicht hatten die Fliesenfugen scharfe Kanten und rissen Laufmaschen hinein, und dann würde der Mann sie erst recht nicht ansprechen. Sie verlagerte das Gewicht auf den verletzten Fuß. Es tat weh. Sie wusch ihre Hände und trocknete sie nicht ab. Blickte in den Spiegel.

Links war die Mascara verschmiert, sie rieb sie mit dem Zeigefinger weg. Sie hatte braune Augen. Männern gefielen blaue Augen besser. Aber zumindest war sie blond. Aus ihrer Frisur hatten sich Strähnen gelöst. Laut den Frauenzeitschriften mochten Männer Frisuren, die nicht zu streng waren, aber es sollte auch nicht wirken, als achte man nicht auf sich. Sie hob die Hände, um die Spangen neu festzustecken. Ließ sie sinken.

Ihre Augenbrauen waren zu buschig, seltsam geformt, egal wie oft sie sie zupfte, zu den Schläfen breiter als zur Nasenwurzel. Ihre Lippen zu schmal. Ihre Schultern zu breit. Ihre Bluse zu hochgeschlossen – verklemmt, altmodisch. Ihre Haut zu blass. Ihre Brüste zu klein. Sie wirkte gehetzt, und bestimmt hatten alle bemerkt, wie sie sich unter den Gästen umgeschaut

hatte, ihre Bedürftigkeit gesehen, und es hieß doch immer, man solle nicht suchen, solle tun, als sei man schwer zu haben, das wirke attraktiv, und also mussten sich ja alle vor ihr ekeln.

In einer Kabine ging die Spülung, und Sabine beeilte sich, wieder in die Schuhe zu steigen, zog die Haarspangen heraus und fing an, ihre Haare zurückzustreichen. Die Frau aus der Kabine wusch sich die Hände, guckte in den Spiegel, sah sich zu keiner Korrektur ihres Äußeren veranlasst, rupfte Papier zum Abtrocknen aus dem Halter. Ihre klackenden Absätze, dann fiel die Tür hinter ihr zu.

Sabine stand vor dem Spiegel und sah Tränen in ihre Augen steigen. Schluckte, blinzelte. Sie sollte wieder hineingehen. Aber sie sah dieses Spiegelbild, spürte den Schmerz in ihrem Knöchel, und sie konnte sich nicht überwinden.

Hannchen

April 1930

Sie ging die unverheirateten Männer der Hochzeitsgesellschaft durch. Leonhard hatte früher versucht, den Mädchen unter den Rock zu gucken. Georgs Familie bezahlte ihre Kohlen nie rechtzeitig. Hermann hatte einmal gesagt, eigentlich stehe er der katholischen Kirche näher als der evangelischen. Alexander hatte sie ausgelacht wegen der Kohlenflecke auf ihren Kleidern. Friedhelm knöpfte seine Hemden schief. Martin hatte in der Schule einmal auf das Lehrerpult gespuckt.

Bei der Vorstellung, einen von ihnen zu heiraten, wurde Hannchen wieder kalt, ihre Zähne schlugen gegen die Teetasse.

Mirabell

September 2023

Bei der letzten Hochzeit, auf der ich war, wichen alle vor dem durch die Luft fliegenden Brautstrauß zurück. Er fiel zu Boden, und die Braut schaute uns entnervt an.

Ich kann denken, mit fünfundzwanzig bin ich sowieso zu jung zum Heiraten. Oder ich kann denken, Heiraten ist überflüssig und altmodisch. Meine Urgroßmutter Hannchen und meine Großmutter Lisa konnten das nicht. Für sie gab es neben dem Ideal einer sorgenden Ehefrau und Mutter nur traurige Mangelleben voll Plackerei und Einsamkeit. Meine Mutter hätte sich theoretisch gegen das Heiraten entscheiden können; wahrscheinlich hat sie in den Achtzigern, Neunzigern Artikel über das neuartige Phänomen der *Singles* gelesen – Menschen mit Karrieren, riesigem Freundeskreis, aufregendem Sex und exotischen Hobbys. Ich stelle mir vor, wie sie die Zeitschrift zuschlägt, sich über die Oberschenkel reibt und denkt, so etwas geht nur in Amerika. Und ich würde gern denken, wäre sie heutzutage jung, würde sie allein ein Kind bekommen und glücklich werden. Aber ich glaube nicht, dass es so wäre. Einmal kamen wir an einem Brautmodegeschäft vorbei, und sie guckte ins Schaufenster: »So ein Asymmetrisches würde dir gut stehen.« Ich wurde rot und schaute weg.

Und ich weiß nicht, ob ich irgendwann heiraten will. Ich schiebe die Frage beiseite, weil ich ohnehin kaum jemanden finden werde, wenn mich schon das Beantworten von Nachrichten in einer Dating-App überfordert.

Dann sehe ich mit Franzi eine romantische Komödie und habe am Ende einen Kloß im Hals und ein Reißen im Herz.

»Total kitschig«, sagt Franzi, die die Ehe als antifeministische Institution ansieht. »Willst du das etwa?«

»Ähm«, sage ich.

Lisa

Oktober 1968

Das mit dem Heiraten lag hinter ihr, auch wenn es sie Überwindung gekostet hatte. Sie hatte ein Kind, ein Haus und einen Fernseher – Fritz arbeitete bei einer Firma für Elektrogeräte und hatte ihn vergünstigt bekommen. Lisa wischte mit dem Staubtuch über die Holzverkleidung des Geräts. Laut Fritz konnte der Bildschirm kaputtgehen, wenn man ihn berührte. Kein einziges Staubkorn rieselte vom Fernseher.

Das Haus hatte eine Terrasse, einen Garten und eine Garage. Drei Waschbetonstufen, die zum Eingang führten, Buntglasfenster in Grün, Gelb und Rosa neben der Haustür. Es hatte eine Küche, einen Hauswirtschaftsraum, ein Ess- und ein Wohnzimmer, oben ein Schlafzimmer, ein Bad, zwei Kinderzimmer. Das zweite nutzte Fritz als Büro. Er hätte gern noch ein Kind gehabt, aber ihr verengte sich bei der Vorstellung der Brustkorb, und sie sagte, sie sei schon bei der Geburt von Sabine zu alt gewesen.

Das Haus war hübsch eingerichtet. Fritz hatte den Fernseher besorgt, eine Waschmaschine, einen Stereo-Plattenspieler und ein Dampfbügeleisen. Sie besaßen einen Teppich mit orange- und lilafarbenen Streifen – ein Hochzeitsgeschenk von Erna –, einen Zeitungstisch mit der Fernsehzeitschrift und ihren Magazinen mit den Schnittmustern. Sie besaßen eine Sofagarnitur, braun mit roten Streifen, eine Schrankwand mit den Buchclub-Ausgaben, dem Lexikon und den Schallplatten, sie besaßen Übergardinen aus beigefarbenem Stoff und Untergardinen mit Spitze. Sie besaßen einen Barschrank mit Innenverspiegelung und Beleuchtung, einen Schonbezug auf dem Wohnzimmer-tisch und eine Decke darüber, eine Schale mit Stiefmütterchen.

Trotzdem kam Lisa das Haus leer vor.

Sie fuhr mit dem Staubtuch über den Bilderrahmen des Hochzeitsfotos von Fritz' Eltern. Er hatte auch das von Erna

und Hans aufhängen wollen, aber sie hatte widersprochen. Fritz hatte sie unglücklich angesehen. Sie hatte weggeschaut. Lisa starrte auf den Schleier vor dem Gesicht von Fritz' Mutter. Ihre Hand um das Staubtuch verkrampfte.

Und vom Bilderrahmen war keine Fluse gefallen, vom Fernseher nicht und nicht vom Zeitungstisch. Es war sinnlos, etwas zu putzen, das sauber war. Es war sinnlos, morgen von Neuem damit anzufangen, es war sinnlos, so zu tun, als sei das nicht sinnlos, es war sinnlos, damit irgendetwas beweisen zu wollen, denn diese Dinge ließen sich nicht wegbeweisen.

Sie warf das Staubtuch auf den Boden. Es landete geräuschlos.

Auf der Frauenfachschule hatte Lisa nicht nur Staubwischen gelernt, sondern einen geregelten Ablauf für jeden einzelnen Tag:

1. Frühstück machen
2. Das Geschirr spülen
3. Fritz verabschieden
4. Ins Bad gehen
5. Sabine wecken
6. Sabine zurechtmachen
7. Die Betten richten
8. Durchlüften
9. Einkaufen
10. Das Mittagessen vorbereiten

Um halb eins kam Fritz, um 12:29 Uhr trug sie das Essen auf.

Anschließend:

1. Die Küche aufräumen
2. Sabine zum Mittagsschlaf hinlegen
3. Badezimmer und Küche putzen
4. Böden reinigen
5. Die Wäsche machen

Manchmal spielte sie noch einen Moment mit Sabine, ehe es Zeit wurde,

6. das Abendbrot zu machen und
7. Sabine zu füttern und ins Bett zu bringen, damit Fritz sich nicht von ihr gestört fühlte, wenn er von der Arbeit kam.

Schliefe Sabine, wie heute, schnell ein, hatte Lisa vor Fritz' Rückkehr noch Zeit, Staub zu wischen, die Sofakissen aufzuschütteln, die Tischdecken zu wechseln.

Fritz betrat das Haus um neunzehn Uhr. Fünf Minuten vorher setzte sie Wasser für den Tee auf. Um 18:59 Uhr stellte sie den Brotkorb auf den Tisch.

Lisa prüfte noch einmal den gedeckten Tisch. Ihr Atem zitterte, seit sie das Bild ihrer Schwiegereltern angesehen hatte. Das Brot war in gleichmäßig dicke Scheiben geschnitten, der Käse auf der einen Platte, die Wurst auf der anderen, die Butter ein ordentliches Rechteck – sie schnitt die schiefen Kanten jeden Tag ab. Sie strich über ihre Bluse, über ihre Frisur. Beim Lächeln fühlten sich ihre Mundwinkel steif an.

»Hallo, Schatz.«

Sie wartete in der Tür des Esszimmers, bis Fritz zu ihr trat, um ihr einen Kuss zu geben. Man durfte solche Dinge nicht einfordern, hatten sie auf der Frauenfachschule gesagt, vielleicht war der Mann von der Arbeit erschöpft, und man wollte ihm doch nicht zur Last fallen. Sie setzten sich, und Fritz fing an, von dem Auftrag zu erzählen, den sein Chef zu bekommen hoffte, legte Käse auf die eine Hälfte seines Brots, Wurst auf die andere, schnitt das Brot in der Mitte durch und biss in die Hälfte mit der Wurst.

»Und hier?«

Und Lisa wollte sagen, wie das Haus ihr leer vorkam, wie Sabine ihr eine Puppe in die Hand drückte, sie auffordernd anschaute und sie einfach keine Kraft fand, die Puppe umzuziehen, mit verstellter Stimme sprechen zu lassen, wollte sagen, wie ihr

auf einmal alles so sinnlos erschienen war und sie das Staubtuch auf den Boden geworfen hatte. Doch Fritz kaute, und er schaute sie an, blinzelnde Augen und der Feuchtigkeitsfilm darüber, und sie holte Luft.

»Alles wie immer.«

**Immer über neue Bücher
informiert bleiben?**

Einfach den Eichborn-Newsletter
abonnieren



eichborn